

Pflanzenaberglaube.

Von

A. R. V. PERGER.

Vortrag, gehalten am 4. März 1870.

Ich versprach über Pflanzenaberglauben zu reden. Wenn meine Worte Eingang finden sollen, müssen wir erst weit zurückgreifen, nämlich zu den Menschen in dem sogenannten Naturzustande, wir müssen vorderhand den Städter mit Allem, was ihn begleitet und ihm anhängt, fernhalten, denn wenn er auch im Frühling seine Schneeglöckchen und Veilchen kauft und im Sommer seine ausländischen Pflanzen theuer bezahlt, oder wenn er gar jahraus jahrein kostspielige Glashäuser hält, so bringt er es doch mit alledem und mit mehr als alledem nur zur Pflanzencultur, nie aber zum Pflanzencultus, der eben nur jenen Menschen zu Theil werden kann, die mitten in der Pflanzenwelt leben. Denken wir uns die Bewohner einer der Inseln der Südsee — aber zu jener Zeit, als sie mit den Europäern noch wenig in Berührung waren — so finden wir z. B., dass die Palmen ihr Ein und Alles waren, sie boten ihnen Kühlung in der Hitze, ihre Blätter gaben das Dach der Hütte, ihre Fasern das Gewebe zu der höchst einfachen Kleidung; der Palmkohl, die Dattel,

die Kokosnuss, das Sagomark brachten die Nahrung und so lebte dieses Volk in Ruhe, Milde und ohne Sorge dahin, sein ganzes Dasein war eine Idylle.

Gehen wir aber hinauf in den alten Norden, wo es keine lachende Sonne gab, wo endlose Sümpfe die Luft feucht und trüb erhielten, wo unabsehbare, finstere Wälder den Boden bedeckten, wo der Tag kalt und düster und die Nächte frostig und schaurig waren, wo nur der Hagedorn, die Eiche und die Mispel Früchte trugen, von denen der Mensch nicht leben konnte, da sie nur einmal im Jahr, nämlich im Herbste, reif wurden, weshalb er denn gezwungen war, seine Nahrung im Thierreich zu suchen, so haben wir ein ganz anderes Bild vor uns, und zwar ein Gemälde sehr ernster Art.

Betrachten wir nun die Götter dieser beiden Volksstämme. Die dort im Süden kennen nur zwei Gottheiten, eine gute und eine böse. Der guten Gottheit bringen sie auch keine Opfer, denn sie ist ja ohnedies gütig, nur der bösen werden Gaben dargebracht, gleich einer Art von kindlicher Bestechung, um sie bei günstiger Laune zu erhalten.

Im Norden, wo die Stürme brausen, wo der Schnee fast ein halbes Jahr lang die Erde gefangen hält, wo im kurzen Sommer heftige Regengüsse fallen, Ströme und Bäche wild und reissend werden und Blitz und Donner mit zürnender Wuth ihre Macht verkünden, lässt sich nichts träumen von einem ruhigen Genuss. Der Mensch ist dort gezwungen zu be-

obachten und das, was er bedarf, der Natur gewissermassen abzurufen, seine Götter sind daher die personificirten Naturkräfte, Wodan oder Odin ist der gewaltige Herrscher über Luft und Erde, Thor der Gott des Donners, Balder das Bild der Sonne, Ostara, von der noch heute die Ostern den Namen haben, die Göttin der Frühlingssonnenwende, Freja die Blumengöttin, das „Mädchen aus der Fremde“, welches Schiller so lieblich besingt, und Hela die Göttin der winterlichen Nacht und des Todes.

Mit dem allmählichen Fortschreiten der Bildung, denn auch Naturvölker lernen allmählig mehr und mehr, schied sich das Wissen (d. i. Erfahrung) von dem Empfinden (d. i. Glauben) und die Erfahrenen hatten es bald dahin gebracht, die Glaubenden zu beherrschen, eine Kunst, welche schon die egyptischen Priester verstanden, denn was sie als die Wissenden anordneten, mussten die Glaubenden ausführen, und nur auf diese Weise konnten die Riesentempel, die Memnonien u. s. w. entstehen, deren Ueberreste an den Ufern des Nils noch heute unser Erstaunen erregen. Im Norden baute man zwar keine Tempel, aber die Wissenden verstanden es, die Natur zu ihren Zwecken zu benützen, sie fühlten selbst das Grossartige, das Gewaltige eines uralten Eichenhains, sie weihten ihn und führten die Gläubigen in denselben und nannten ihn das Heiligthum, in dessen Heiligstes aber, bei Todesstrafe, Niemand eintreten durfte, als sie selbst.

So war bei den nordischen Völkern der Hain der Sitz der Götter, so ein einzelner Baum der Thron eines einzelnen Gottes, so bot Ostara Orchideen und Frigga andere Blumen dar, kurz die Gläubigen wurden durch ihre Wissenden so recht mitten in die Pflanzenwelt eingeführt, und auf diese Weise entstand die Pflanzenverehrung. Wer sollte auch eine Pflanze wie den Hollunder nicht lieben, dessen Blüthen einen heilsamen Trank, dessen Früchte ein schweiss-treibendes Mittel boten? Der Splint des Hollunders galt als Brechmittel; irgend ein Holz, mit den Blättern des Hollunders gerieben, wurde nie wurmstichig, der Hollunder schützt das Haus vor dem Blitz und das Vieh vor Verhexung, und wer in seinem Schatten schläft, ist sicher vor Schlangen und Würmern. So ging das Nützliche in die Sage über und man findet wohl kein Bauernhaus, wo nicht der Hollunder angepflanzt wäre.

Hatten die Wissenden die Pflanzenverehrung veranlasst, so thaten sie, als sich diese allmählig in Pflanzenaberglauben verwandelte, nichts dagegen, denn dieser war ja nur eine Verstärkung oder, wenn man so sagen will, eine Erweiterung des Glaubens selbst, und je mehr geglaubt wurde, desto sicherer hatten sie die Zügel in den Händen. Uebrigens gehört zum Glauben und zum Aberglauben weit mehr Einbildungskraft, als zu dem kalten, verstandesrichtigen Denken, und das letztere strengt an, während die

erstere Unterhaltung oder mindestens Zerstreuung bietet.

So wünscht z. B. Jedermann, wohlhabend oder gar reich zu sein. Der Verstand sagt: arbeite, aber das ist zu beschwerlich, und es kommt die Phantasie und eröffnet ihren Bilderreichthum. Die Sage erzählt, in diesem oder jenem alten Schloss sei ein Schatz vergraben, der von Geistern oder einer sogenannten armen Seele bewacht wird. Den Schatz möchte man heben, aber die Gefahren vermeiden, und beides kann man nicht besser erreichen, als durch die Springwurzel. Kluge Jäger haben nämlich bemerkt, dass, wenn man den Specht, der sein Nest in Baumhöhlen hat, den Zugang zu demselben mit einem Pflock verspündet, dieser Vogel allsogleich fortfliegt und nach einiger Zeit mit einer Wurzel im Schnabel zurückkommt, mit welcher er den versperrenden Keil berührt, der sodann augenblicklich herausfällt. Diese Wurzel kommt von einer Art Wolfsmilch (*Euphorbia Lathyris*), aber wer zuerst ihre wunderbare Eigenschaft benützte, davon wissen die Gelehrten nichts. Die Sage reicht jedoch bis zu dem weisen Salomo hinauf, der so viele schöne Frauen hatte. Als er nämlich den Tempel zu Jerusalem baute, ging es ihm zu langsam, weil die Leute die Bausteine so weit herholen mussten, er sandte daher seinen Vertrauten in das Felsengebirge am rothen Meer, wo ein Auerhahn nistete. Dieser Abgesandte wartete, bis der Auerhahn fort flog, um für die Jungen Nahrung zu

holen und deckte dann eine Halbkugel von Krystall über das Nest. Als der Vogel wieder kam und seine holden Kleinen eingesperrt sah, eilte er fort und kehrte nach kurzer Frist mit jener Wurzel zurück. Kaum hatte er aber den Krystall berührt, als der Mann mit fürchterlichem Geschrei hervorsprang, worüber der Auerhahn so sehr erschreckt, dass er die Wurzel aus dem Schnabel fallen liess. Das war der „felsenspaltende Schamir“ und nun ging der Tempelbau in erwünschter Eile, denn Salomon brauchte mit dem Schamir nur Linien auf dem Gestein zu ziehen und es sprang in der gegebenen Richtung ganz von selbst auseinander.

Wie der Hollunder, war auch der Haselstrauch von grosser Wichtigkeit und besass in der Vorzeit eine hohe Bedeutung. Nur mit Haselstäben wurden die Gränzen, die Gerichtsstätten und die Kampfplätze abgesteckt. Haselnüsse und Haselzweige findet man in den Gräbern der Alemanen als Weihegabe. Alles Holz durfte im Wald gehauen werden, nur die Haselstaude nicht, denn sie wurde von einem besonderen geistigen Wesen beschützt, welches man mit dem Namen: „Frau Hasel“ anrief. Auch stand der Haselstrauch mit den Metallen in einer eigenthümlichen, magischen Verbindung, und der Mönch Basilius Valentinus, der im vierzehnten Jahrhundert zu Strassburg lebte, gab genau die Weise an, wie man mit der Haselgerte oder Wünschelruthe umgehen müsse, um Metalle, besonders aber Gold und Silber zu ent-

decken. Der Glaube an die Wünschelgerte ist eben so alt als verbreitet. Von den Etruskern an bis zur Entwicklung der Naturwissenschaften, also bis zum Beginne unseres Jahrhunderts, und vom Süden bis hinauf zum hohen Norden hatte man Vertrauen zu diesem wunderthätigen Zweig, der, nebst den Erzen auch Quellen, heimlich versetzte Gränzsteine, und zuletzt sogar Diebe anzeigte! Als aber, in den eben zuvor angedeuteten Tagen das neue Wissen heraufstieg, wiederholte sich das Spiel der „Zauberflöte“, die alten Wissenden sanken mit ihrer Königin der Nacht allmähig in die Tiefe und die Wünschelruthe wurde ein ganz gewöhnlicher Haselstock, der höchstens nur dazu nützte, die Kleider auszuklopfen, wenn sie gewisse Leute noch am Leibe hatten.

Zu den weihevollsten Kräutern gehörte die Mistel, die wir im Prater so häufig auf den Bäumen sitzen sehen, und unter den Misteln war wieder jene die geheiligteste, welche auf Eichen gefunden wurde. Von der Mistel lässt sich ihre Verehrung bei alten Völkern so ziemlich erklären, denn erstens wächst diese Pflanze durchaus nie auf der Erde, sondern nur auf Bäumen, und zweitens hat sie einen ganz eigenthümlichen Bau, denn sie ist vollkommen zweitheilig, das heisst aus jedem Knospunkte wachsen zwei gabelförmige Zweige oder zwei Blätter hervor. Die auf Alles aufmerksamen Druiden benützten diese Besonderheiten und priesen die Mistel als eine den Göttern geheiligte Pflanze, die allem Gift widerstehe,

eine Unzahl von Krankheiten heile und das Gewürm verderbe. Sie wurde von ihnen zu ihren geheimnissvollen Gebräuchen verwendet und deshalb nur mit einer Sichel von Gold abgeschnitten. — Armer Misteltein, wie sehr ist deine Heiligkeit gesunken! — die neue unpoetische Zeit verwendet dich nur mehr zum Leimsieden.

Noch ein anderes Kraut, das aber nicht auf erhöhten Punkten, sondern an niederen Orten und sogar an den staubigsten Strassen wächst, ist das, durch die Zähigkeit seiner Stengel auffallende Eisenkraut (Verbena), welches trotz seiner kleinen, ganz unscheinlichen Blüthen, schon den Galliern bekannt war. Es galt — weil es die Astrologen zu dem Planeten Venus in Beziehung stellten, als ein grosses Beförderungsmittel der Liebe, die Hexen gebrauchten es zu ihrer Salbe, und sogar die Pferde liefen schneller, wenn man es ihnen an den Schweif band! Kinder, denen man es in die Wiege legte, wurden klug und bekamen Neigung zum Lernen. Aber die Magier, die dem Volk alles dieses beizubringen wussten, scheinen die Anwendung der Verbena zu diesem Zwecke nicht sehr betrieben zu haben, da das Lernen das beste Gegenmittel für Träumereien und Phantasmen ist, auch hilft die Verbena nicht mehr wie einst, wo sie den Acker fruchtbar machte, wenn man sie in die Mitte desselben steckte. Das mag wohl eine gute Zeit gewesen sein, in der man Alles den Göttern überliess und in allen Winkeln und Ecken Geheimnisse fand, die man sich

wieder unter dem Siegel des Geheimnisses mittheilte, und wenn sie fehlschlügen, keineswegs ihnen, sondern nur der ungeschickten Ausführung derselben die Schuld gab, so wie der Jäger selbst nie fehlt, sondern nur die Büchse schlecht ist.

Im Getreide herrschte ein ganz eigenthümliches böses Wesen, das in dunklen Nächten in die Felder ging und lange, schmale Reihen von Halmen abschnitt. Das war der Bilwiz. Er trug einen langen Rock mit sehr tiefen Taschen, in welchen stets seine Hände steckten, und ein ganz kleines dreieckiges Hütlein. Er band sich an die grosse Zehe des rechten Fusses eine kurze, aber haarscharfe Sichel und schnitt damit aus Neid jene schmalen Gassen im Korn. Aber nicht, wenn das Getreide schon reif war, sondern, und das war eben das echte Zeichen seiner Bosheit — wenn die Körner noch milchig und süß waren. Schwer fiel es, den Bilwiz zu entdecken oder zu verderben, denn wenn dieser den Lauschenden früher erblickte, als dieser den Bilwiz sah, so musste der Suchende sein Forschen mit einem augenblicklichen Tod büßen. — Auch dieser Bilwiz ist in neuerer Zeit abhanden gekommen und zwar seitdem nicht mehr so unmässig viel Wild gehegt wird wie einst, denn wie mich tüchtige alte Forstleute versicherten, stammten diese Gassen im Getreide nur von den Rehen und Hirschen her, die in der Nacht auf diese bequeme Aesung ausgingen, bei der sie sich nicht einmal zu bücken brauchten.

Dem Bilwiz gegenüber steht der wohlthätige Oswald, der das Getreide beschützt und den Feldern Segen bringt. Er hat seinen Namen von dem Worte „Odinswala“, welches einen Getreidebund bedeutet, den man nach der Ernte auf dem Acker aufstellte und mit Blumen bekränzte, weil er dem Odin als Zeichen der Dankbarkeit geweiht war. Aus diesem Oswald wurde später ein Heiliger gemacht, der bei den frommen Tirolern eine grosse Verehrung geniesst, besonders auf dem Ifingerberg, auf dessen schmalem Gipfel einst der Tempel einer heidnischen Gottheit — vielleicht des Odin — erbaut worden war.

Dem Getreide, das dem Menschen so unentbehrlich ist, kommt wohl am nächsten der Wein, den wir dem nie genug zu preisenden Vater Noah verdanken. Allein es ist merkwürdig, dass man vom Wein zwar mancherlei Sagen, aber keinen Aberglauben findet. War er an sich zu edel, oder erhob ihn die sorgfältige Pflege, die er forderte, über die anderen Pflanzen oder tranken ihn die Wissenden lieber selbst, als dass sie ihn den Gläubigen zu Geheimnissen empfohlen hätten — ich mindestens, weiss diese Frage nicht zu lösen, und will daher, damit das edelste aller Getränke nicht unerwähnt bleibt, eine kurze Sage erzählen.

Als der Herr mit seinen Jüngern auf Erden wandelte, gerieth er auch nach Lindau am Bodensee und wünschte dort Herberge zu finden. Allein die Lindauer waren ein hartherziges Volk und wiesen

den Herrn sammt seinen Jüngern zum Thor hinaus. Sanft und mild wie immer, ging der Herr wieder fort, aber Peter, der stets etwas heissblütig war, schimpfte nach Herzenslust. Da kamen sie, als schon die Sonne sank, zur Hütte eines Tagelöhners, der sie liebevoll aufnahm und mit ihnen theilte was er und sein Weib eben hatten. Da sprach der Herr beim Schlafengehen: „Mann, du bist gut, bitte dir etwas aus“. Und der Tagelöhner meinte, er hätte ein Stück öden Grundes und er wäre sehr glücklich, wenn auf demselben etwas Wein wachsen könnte. Der Herr erwiederte nichts darauf, aber am anderen Morgen stand ein prächtiger Weingarten da und von dem öden Grund war keine Spur mehr zu sehen.

Als die Lindauer von diesem Ereigniss hörten, sandten sie dem Herrn eine Deputation nach und luden ihn und seine Geleiter zu einem Bankett in ihre Stadt. Ruhig und mild wie immer, nahm der Herr die Einladung an. Nach der Tafel rückten die Lindauer aber mit ihren Hintergedanken heraus und baten ebenfalls um Weingärten. Der Herr gewährte ihre Bitte und setzte darauf seine Wanderung fort. Aber der hitzköpfige Peter war zornig und rief. „Herr, wesshalb lässtest du diesen neidischen Leuten Wein wachsen?“

Der Herr jedoch, sanft und mild wie immer klopfte den Peter auf die Achsel und sagte lächelnd: „Lass gut sein, Peter, der Wein wird auch darnach sein.“

Der Bodenseewein soll auch einen so reichen Säuregehalt haben, dass ihn selbst ein „schlesischer Zecher“ nicht trinken kann.

Wie hübsch und heiter ist diese Sage, gegenüber all dem düsteren und mystischen Aberglauben, der besonders zu den Zeiten des dreissigjährigen Krieges auf eine Weise überhand nahm, die in unseren, doch in vielen Dingen klareren Tagen beinahe unglaublich scheint. Da verfertigte man aus Pflanzensäften, die mit Fett gemischt wurden, die Waffensalbe, da erfand man das Festmachen, die Freikugeln, die aus Silber gegossen sein mussten, da suchte man das sogenannte „stille Pulver“, welches beim Entzünden nicht krachen sollte, damit man insgeheim seinen Feind tödten und ungestraft Wildpret erlegen könne, da behing man sich mit Lucaszetteln und Amuleten, da trieb man Sterndeuterei und Goldmacherkunst, da wollte man kleine Diamanten zu grossen zusammenschmelzen, da erfand man die Wiederauferstehung (Palingenesie) der zu Asche verbrannten Pflanzen, kurz, man weiss nicht was man mehr anstaunen soll, die Unverschämtheit und Frechheit derer, die solche Dinge erfanden, oder die gänzliche Blödsinnigkeit und den masslosen Glauben derjenigen, welche sich derlei Abenteuerlichkeiten für ihr baares Geld aufladen liessen?

Da aber Alles ein Ende nimmt, so musste auch der unselige dreissigjährige Krieg zu Grabe gehen. Mit dem westphälischen Frieden trat wieder Ruhe

ein und die Wissenschaft begann ihre ersten, wenn auch noch ganz kleinen Knospen zu treiben. Sie hatte aber auch eine furchtbare Arbeit durchzuführen, denn nicht nur dass sie die oben angedeuteten Ausgeburten kranker Gehirne besiegen sollte, sondern es standen ihr auch noch eine Menge von Gebräuchen entgegen, die systematisch geordnet und von Jenen, in deren Vortheil es lag, mit starrer Hand festgehalten wurden. So gab es am Johannestag die Sonnenwendekränze und die Johannisfeuer, am Tage Maria Himmelfahrt die Kräutersangen, welche geweiht wurden, so belastete man im Winter die Obstbäume mit schweren Steinen, auf dass sie mehr Früchte trugen, und beschnitt sie in der Fastnacht, damit sie nichts von den Raupen zu leiden hätten. Man hing den Schweinen Ephen um den Hals, damit sie vor Verzauberung geschützt seien, und die damalige Botanik bestand grösstentheils darin, dass man die sogenannten „Signaturen“ der Pflanzen aufsuchte. So halfen feinblättrige Gewächse, wie Spargel und Fenchel, für das Haar, Quendel und Eisenhut (*Aconitum*) trugen das Zeichen des Ohrs, der Ampfer hatte, wegen der Form seiner Blätter, das Zeichen der Zunge und die Nessel musste wegen ihrer Brennpitzen das Seitenstechen heilen. Und so lag er da, dieser ungeheure Schutt von Aberglauben, Blödsinn und — Gewohnheit und schien unüberwindlich.

Aber wie in der nordischen Mythe nach dem allgemeinen Kampf die Götterdämmerung eintritt, so

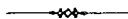
erschieden nach und nach die Männer der Naturwissenschaft. Linné hatte das Eis gebrochen. Buffon warf mit seiner Geschichte der Thiere eine Fackel in die alte Nacht, Albrecht von Haller fesselte die Gebildeten mit seinem Gedicht über die Alpen, der kühne Hugi nahm, so zu sagen, die Gletscher mit Sturm, indem er ihren Gefahren mitten im Winter trotzte, und so schritt es fort: Stern reihte sich an Stern, Humboldt, Leopold v. Buch, Werner, Agassitz, Cuvier, Berzelius, Carus und viele andere stiegen nacheinander auf und selbst Goethe wurde von dem neuen Strom fortgerissen und ward ein eifriger Naturforscher.

Und so kam das Licht — und der wuchernde Aberglaube, der sich so dicht und lastend wie ein Alp auf die Pflanzenwelt gelegt hatte, sank hinab in den Orkus und der Styx möge ihn verschlungen haben für immer. Er bildet jetzt nur noch ein Capitel in der Geschichte der Cultur der Menschheit.

Uebrigens dürfen wir aber doch auch nicht gar zu stolz sein, denn so ganz ab und todt ist es mit dem Aberglauben noch immer nicht, wir haben noch immer unsere Loostage und die Wetterprophezeiungen im Kalender, die um so richtiger eintreffen müssen, wenn sie nach dem hundertjährigen Kalender gemacht sind, wir finden nicht nur im Volk, sondern auch in höheren Kreisen noch immer eine gewisse

Geneigtheit zu sympathetischen Heilungen, wir sehen noch immer wie am 4. December (dem Barbaratag) vor den Kirchenthüren Zweige von Obstbäumen verkauft werden, an denen man wahrnehmen kann, ob diese Bäume viel oder wenig tragen werden, wir haben noch viele Gärtner und Forstleute, die fest glauben, dass bei Neumond der Saft der Bäume vom Gipfel zu den Wurzeln „herabsteige“ und die Jäger können von gewissen Dingen durchaus nicht lassen. Da war ein sehr vornehmer Herr, der als der beste Schütze galt weit und breit, und da ich ihm, nach einer langen Jagd, beim fröhlichen Mahl meine Verwunderung darüber bezeugte, dass er auch nicht einen einzigen Fehlschuss gethan habe, gestand er mir — als einem Mann der Wissenschaft, wie er sagte — dass er auf Jagden stets ein Mittel bei sich trage, welches ihm eine „feste Hand“ mache, und dann wies er mir, ungesehen von den Anderen, eine kleine Pflanze, die er in seinem Taschenbuch hatte, die nichts anderes war als unser Sonnenthau (*Drosera rotundifolia*), der, weiss der Himmel auf welche Art, schon vor grauer Zeit zu der Ehre gekommen war, einen sicheren Schuss zu verleihen. Nur seinem besten Freund theilt der Jäger dieses Geheimniss mit, und mancher unsichere Schütze bezahlt das Pflänzchen mit schwerem Geld, um einen tüchtigen Waidmann vorzustellen. Der Aberglaube scheint etwas von der Weise des Föhrenharzes an sich zu haben, das man nicht mehr losbringt, wenn es einmal an den Fingern klebt.

Nichtsdestominder soll Jedermann gegen ihn arbeiten, erscheine er unter was immer für einer Form, und es ist schon viel gethan, wenn man in allen Fällen das Kind bei seinem wahren Namen nennt.



ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse Wien](#)

Jahr/Year: 1870

Band/Volume: [10](#)

Autor(en)/Author(s): Perger Anton Ritter von

Artikel/Article: [Pflanzenaberglaube. 309-326](#)